

Niklaus von der Flüh

Autor(en): **Fröhlich, A.E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **33 (1929-1930)**

Heft 21

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671529>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Am Solzerensee im Maderanertal (Uri).

Phot. P. Eschmann, Zürich.

allen Engeln des Himmels umgeben und umlungen.

Die Mutter saß noch ein Weilchen allein zusammen mit der alten Marei und den Läubli-leuten. Sie plauderten in gedämpften Tönen und ergingen sich in seligen Erinnerungen. Gerda blieb ernst. Sie dachte an Sigmund. Doch, sie wollte zufrieden sein. Es war ein gesegneter Tag gewesen.

Die alte Marei erhob sich und rüstete sich auf den Heimweg. Sie nahm den herzlichen Dank Gerdas mit Rührung entgegen. „Wer redet

von Dank, wo ich von Dir und Deinen Eltern so unendlich viel Gutes erfahren habe.“

Herr und Frau Läubli waren die letzten. Sie durften wohl noch etwas ausharren. Sie hatten ja nur zwei Treppen tiefer zu steigen. Als sie sich anschickten, der Mutter Gute Nacht zu wünschen, versicherte sie Frau Läubli: „So schöne Weihnachten haben wir noch nie gefeiert.“

Und das Väterchen meinte: „Das Herz ist mir wieder aufgegangen. Wahrhaftig, ich bin noch einmal jung gewesen.“

(Fortsetzung folgt.)

Niklaus von der Flüh. *)

Von A. G. Fröhlich.

Den die Einsamkeit empfangen,
Im Gebirg ein Baumgezelt:
Heil ihm, der so eingegangen
Hier schon in die bess're Welt!

Der sein Tagewerk vollbracht;
Über dem die ganze Wonne
Einer kühlen Abendsonne,
Einer warmen Sommernacht.

*) Aus dem Buche: 100 Balladen und historische Gedichte aus der Schweizergeschichte. Herausgegeben von Ernst Eschmann. Verlag Orell Füssli, Zürich.

Tot ist ihm das Weltgepränge,
Eines Irrlichts flüchtiger Schein;
Ob die Klause trüb und enge,
Gehen Engel aus und ein.
Daß ihm, frei von leerem Klang,
Neu die Erd' ein Himmel werde
Und der Himmel eine Erde,
Ist ihm Speise lebenslang.

Andacht leiht ihm hohe Kunde,
Alle Worte tief und klar,
Und am liebevollen Munde
Hängt ihm seiner Enkel Schar.
Was er segnend ihnen spricht:
„Wie den Frommen ewger Frieden,
Armen Überfluß beschieden,
Strahlt von seinem Angeficht.“

Häupter, hoch in Schlacht und Siegen,
Beugen nun sich der Gestalt;
Seinem Wort muß unterliegen
Ihres Bruderkriegs Gewalt.
Heil ihm, der das Vaterland
Hat der Todesstund entnommen;
Heil der Zeit, wo an den Frommen
Sich ein solcher Glaube fand!

Noch gesegnet ist die Stätte,
Wo sie ihn zur Gruft gesenkt;
Wo der Pilger mit Gebete
Solchen heiligen Wandels denkt.
Aus der Gruft noch ruft sein Wort:
„Wer sich selber hat bezwungen,
Ist zum höchsten Sieg gedrungen;
Eintracht bleibt des Landes Hort!“

Demokratie. *)

Von Fritz Marti.

Es gab eine Zeit, sie liegt gar nicht so weit zurück, da fühlte sich jedes Jüngelchen, das kaum fest auf seinen dünnen Beinchen stehen konnte, das aber seinen Nießsche gelesen hatte, wichtig und groß in seiner Verachtung der „Vielzuwielien“. Mochte es selbst auch der Vielzuwiele sein.

Indessen, auch meine Schulfameraden und ich, wir waren lange bevor wir Nießsche gelesen, ja bevor wir eine Ahnung von dem Philosophen hatten, mit unserer Demokratie nicht recht zufrieden, aber nur, weil sie uns zu wenig demokratisch war. In unseren eifrigen politischen Diskussionen fanden wir nämlich, infolge eines vor unseren Augen liegenden Beispiels, unsere Republik sei eigentlich nur eine größere Zahl kleiner Monarchien, in denen einzelne hervorragende Männer, manchmal auch nur Demagogen, die Rolle von Königen spielten. Wir ahnten nicht, welches Lob wir mit diesem Vorwurf eigentlich der Demokratie spendeten. Heute wäre die Versuchung dazu weniger groß.

Zwar ist die Jugend am eifertigsten und strengsten in der Kritik. Jedoch auch später, als wir reifer und einsichtiger geworden, gab es Zeiten, da unser Glaube an die Vortrefflichkeit und Berechtigung der reinen Demokratie eine Prüfung zu bestehen hatte. Jeder ernste Volksfreund und Patriot macht solche Stim-

mungen durch in Zeiten, da die Schattenseiten der Demokratie gar zu grell, ja verhängnisvoll hervortreten und ihr Licht verdunkeln. So, wenn notwendige Fortschritte trotz allen Anstrengungen der Besten immer und immer wieder am Volkswillen scheitern und nicht zu verwirklichen sind, wenn das Volk bloß nach der Pfeife von Demagogen tanzt und sich für ihre selbstsüchtigen Zwecke mißbrauchen läßt, oder wenn in seiner Auffassung und seinem Begehren ein großes Mißverhältnis besteht zwischen den Rechten und Pflichten, die die demokratische Staatsform dem Souverän nun einmal verleih und auferlegt. Ja, bei gewissen Erscheinungen und in der Anwendung einer besonders pessimistischen Stimmung denkt etwa der Patriot sogar an die Demokratien der Vergangenheit, die an den Fehlern ihrer Bürger zum Teil nach kurzer Dauer zugrunde gingen — er denkt an das herrliche Athen, an das mächtige römische Weltreich und die ruhmvolle alte Eidgenossenschaft. In solchen trüben Stunden sagt er sich, daß es ein Irrtum wäre, anzunehmen, die demokratische Staatsform sei schon an sich die idealste, die jeder Monarchie vorzuziehen sei. Sie kann im Gegenteil, wie die Geschichte lehrt, statt zur Wohlfahrt, zur Plage werden. Und sie wird es, wenn in ihr Rechte und Pflichten des Volkes nicht im Einklang stehen, wenn die Bürger weder durch eine genügende Bildung noch durch ihre übrigen Umstände imstande sind, einerseits von ihren Rechten einen würdi-

*) Aus: Lichter und Funken, Ausgewählte Feuilletons von Fritz Marti. Verlag Orell Füßli, Zürich.